

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 30

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

19. Fortsetzung

„Also – pass auf: die ‚Jurassier‘ pflegen den Gesang, das schweizerische Volkslied im besonderen, sie tragen die Farben Weiss-Rot und unterstützen alles was Schweizerisch ist. Die ‚Altenheimer‘ pflegen als Ziel die schweizerische und die deutsche Literatur und tragen die Farben Schwarz-Gelb.“

„Und wie steht es mit dem Alkohol? Du weisst, wie ich darüber denke.“

„Die Altenheimer“ sind Abstinenten, die andern nicht.“

„Nun denn, Johannes, da die Literatur dein Ziel und die Abstinenz mein Ziel bedeutet, so haben wir wohl schon entschieden. Die Kosten will ich dafür aufzubringen suchen, wenn ich dich bei den Abstinenten weiss.“

Christine verlangte, dass Johannes auch noch mit seinem Götti über die Sache spreche.

Doktor Haller zeigte sich sehr interessiert. Auch er blieb dabei: „Wenn deine Mutter noch dieses Opfer bringen will, dann nur für die ‚Altenheimer‘. Es ist absolut im Sinne deines Vaters, dass du dem Alkohol entsagst. Bist du bereit und einverstanden?“

„Selbstverständlich.“ — Johannes schaute ihm frei und offen ins Gesicht, so dass Doktor Haller gewisse Sorgen schwinden fühlte.

Frau Hanna lud Johannes zum Tee ein. Diesen Augenblick benützte Doktor Haller, um Professor Tanner, den er persönlich kannte, telephonisch anzurufen. Er traf ihn zuhause und bat ihn um seine Meinung in der Verbindungsangelegenheit.

„Ich verspreche mir viel von der Sache“, gab Professor Tanner Bescheid. „Sobald Johannes, der übrigens mein

bester Schüler ist, in einer Verbindung aktiv mitwirkt, so reisst ihn das aus seiner leider allzu grossen Zurückhaltung und Absonderung heraus. Ich habe dem Präsidenten der ‚Altenheimer‘ bereits einen Wink gegeben.“

Frohgelaut legte Doktor Haller den Hörer in die Gabel zurück.

Die Teestunde verlief dann so gemütlich, dass Frau Hanna immer wieder nach ihrem Manne sehen musste, der schon lange nicht mehr so heiter gewesen war.

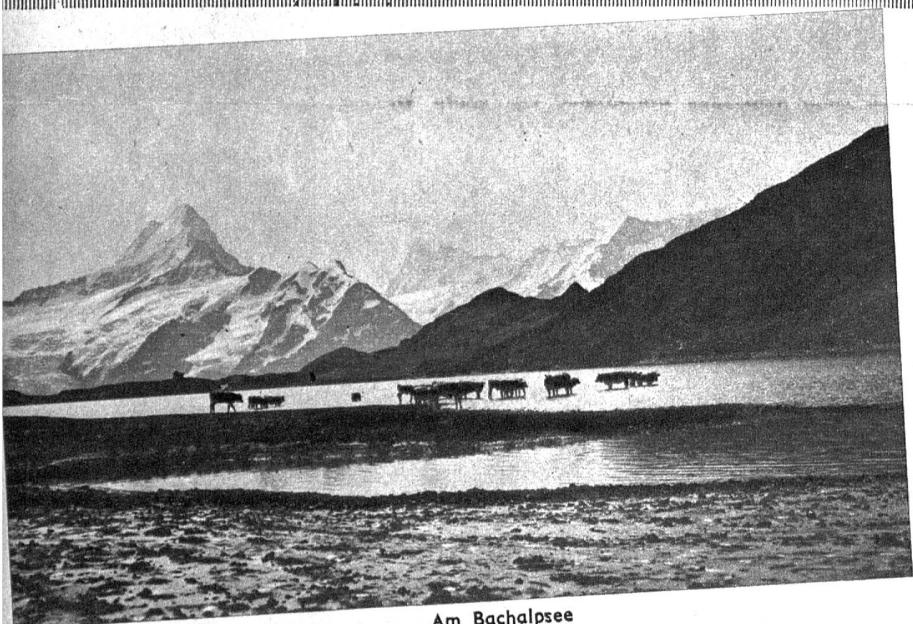
Johannes ging nachher mit der Erlaubnis nach Hause, der ‚Altenheimia‘ beitreten zu dürfen... „Sofern du die Aufnahmeprüfung dort bestehst“, fügte Doktor Haller bei. Er drückte dem anhenden Studenten ein neues Fünffrankensteinstück in die Hand: „Mein Beitrag an die schwarz-gelbe Mütze.“

So meldete sich Johannes beim Präsidenten der ‚Altenheimia‘ und stellte sein Aufnahmegeruch. Ernst Glauser war Maturand und wollte Theologie studieren. Er nahm seine Pflichten für die Verbindung, der er vorstand, ernst, und hatte die Arbeit und Leistungen der Mitglieder, die alle eifrig und freudig mithingen, bereits auf eine recht hohe Stufe gebracht. Er verlangte vollen Einsatz und duldette keine Halbheiten. Den Wink Professor Tanners, sich Johannes Keller, Schüler der 2a, anzunehmen, befolgte er mit gewohnter Gründlichkeit. Auch Werner Lutz, Johannes‘ Klassenkamerad, war unter den neuen Bewerbern.

Johannes bekam nun eine ganze Menge für die Aufnahmeprüfung zu tun. Er hatte die Statuten der Verbindung, etwa vierzig Lieder der ‚Altenheimia‘ auswendig zu lernen, sowie einen Vortrag nach freier Wahl, jedoch auf literarischem Gebiet, auszuarbeiten. Ferner hatte er sich mit den Forderungen und Satzungen der abstinenter Bewegung vertraut zu machen, ebenso mit den genau umschriebenen Umgangsformen, die extra für die Studenten zusammengestellt worden waren.

Das Ausarbeiten des Vortrages war für ihn eine Freude und ein Genuss, die andern Aufgaben jedoch waren ihm eine Qual. Wenn er nur schon die Worte ‚Satzungen‘ und ‚Statuten‘, diese beiden konkreten Begriffe, hörte, wurde es ihm in der Magengegend enger und enger. Am liebsten hätte er die beiden gedruckten Hefte, daraus er § 1 bis § 30 auswendig zu lernen hatte, in hundert Seiten zerrissen. Alle diese Paragraphen waren wie Flöhe, die in seinem Hirn herumhüpften und die er zu keiner Ordnung bringen konnte. Sie verfolgten ihn bis tief in die Nacht hinein und am Morgen war sein Kopf dumm und leer.

Er klagte ‚Jolie‘ seine Not. Da sie eine ähnliche Abneigung gegen Statuten und Paragraphen hatte, so setzte sich das gute Herz in ihren freien Stunden mit ihm zusammen und half ihm. Zum Dank



Am Bachalpsee

Zur Bundesfeier

Emil Hügli

Sei uns willkommen, Sommernacht mit Glödenlang und Feuerschein! Noch fühlt der Schweizer deine Macht, ergriffen bis ins Herz hinein; Erneut gibst du uns wieder Kunde, wie einst der Grundstein ward gelegt zum Schweizerhaus im „Ew'gen Bunde“ und wie die Freiheit ward gehegt.

Das war der Ahnen große Tat in stiller Mondnacht des August, sie fühlten Mut und schafften Rat, getreuen Wollens sich bewußt; drum halter sie in hohen Ehren, denn oft ist groß, was klein erscheint, fürwahr sie könnten Völker lehren, wie man zum Ganzen sich vereint.

O möge doch ein guter Geist in unserm Land lebendig sein, er, der den rechten Weg uns weist zu wahrer Einigkeit Gedeih'n... Laß Feuer sprühn und Glöden läuten, und unsrer Bundesfeier Nacht soll einer ganzen Welt es deuten: Der Frieden ist die stärkste Macht!

versprach er ihr, dass sie nachher sein Band und seine Mütze sticken dürfe.

So kam allmählich Ordnung in die Sache. Den Vortrag hatte er geschrieben, er sass fix und fertig in seinem Kopf.

„Bitte, Johannes, sage mir doch, über was du sprichst“, bat „Jolie“.

Sie sassen im Stadtpark auf einer versteckten Bank, eben hatte sie ihm noch einmal die „Statuten“ und „Satzungen“ abgehört.

„Mein Geheimnis, „Jolie“, du vernimmst es dann von den andern, wenn ich den Vortrag gehalten habe.“

„Das ist schlecht von dir“, schmollte sie und sah enttäuscht ins Grüne. „Ein bisschen mehr Vertrauen hätte ich schon verdient.“

Johannes schaute sie abwägend von der Seite an und auf einmal nahm es ihn wunder, was gerade sie zu seinem Thema sagen würde.

„Also meinetwegen, damit du Ruhe hast“, brummte er, obwohl er jetzt auf ihre Antwort mächtig gespannt war.

„Ich spreche über — „Peer Gynt“.“

Da jauchzte sie auf, und plötzlich hatte Johannes seinen ersten Kuss.

„Du, ich kann nicht anders, ich freue mich ja so! Ich hätte es eigentlich wissen sollen, dass nur „Peer Gynt“ für dich in Frage kommt.“

Johannes blieb gelassen bei dem Kuss — zurück gab er ihn nicht.

„Schade, dass du nicht dabei sein kannst, wenn ich über „Peer Gynt“ spreche, aber vielleicht lässt es sich doch machen, man hat auch schon Schülerrinnen als Gäste zu diesen ersten Sitzungen mit den „Neuen“ geladen.“

„So — lässt es sich vielleicht machen...“, antwortete „Jolie“ ein wenig enttäuscht und ernüchtert.

Sie verliessen ihr hübsches Versteck und bummelten nach Hause.

*

Jeder der Bewerber wurde bald darauf vom Präsidenten und vom Fuchsmajor geprüft, ob er mit Fleiss und Interesse seine Aufgaben gelöst habe.

An einem Samstagabend kam Johannes an die Reihe. Den ganzen Nachmittag hatte er repetiert und „Jolie“ hatte ihn abgehört. Nun sass die Sache einigermassen.

In den Umgangsformen wusste er prächtig Bescheid. Auch die Stichproben von den vierzig Liedern brachten ein gutes Resultat. Schlimmer stand es um die dreissig Paragraphen der Statuten. Da malträtierte Johannes sein streiken des Hirn im Schweiße seines Angesichtes. Der Präsident, Ernst Glauser, musste oft hilfreich Brücken bauen, damit Johannes wieder den Weg aus aller Wirrnis fand.

Auch seine abgegebenen Erklärungen über die Satzungen und Forderungen der abstinenten Bestrebungen und Ziele befriedigten nicht. Man vermisste die persönliche Überzeugung und Anteilnahme.



Die Spitteler-Widmann-Stube mit dem Schreibtisch des Dichters J. V. Widmann, seinem kleinen Harmonium und einem Gemälde von Fritz Widmann

Ein Dichtermuseum in Liestal

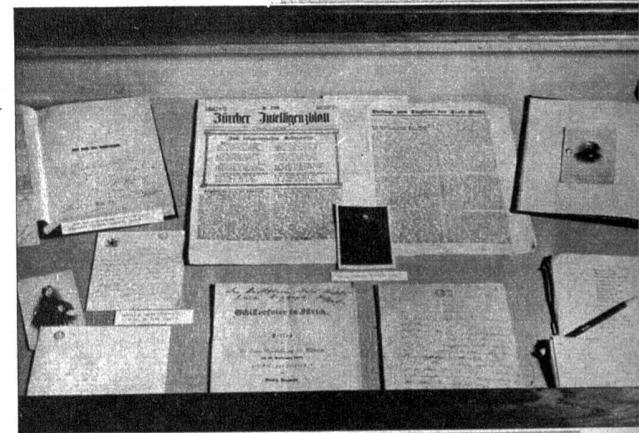


Die Büste Carl Spitteler's von August Heer in der Spitteler-Widmann-Stube

Dieser Tage ist in der Hauptstadt des Kantons Basel-Land, Liestal, ein Museum eröffnet worden, das das erste seiner Art in der Schweiz ist. Es handelt sich um eine Spitteler-Widmann-Stube und um ein Herwegh-Archiv, zur Ehrung der drei Dichter, die zu Liestal in engen Beziehungen standen. Carl Spitteler wurde bekanntlich in Liestal geboren; Viktor Widmann verlebte dort mit seinem Freund die Jugendzeit, und der deutsche Freiheitsdichter Georg Herwegh wurde als Flüchtling im Jahre 1843 Bürger von Baselland. Das Museum ist das Werk eines deutschen Flüchtlings von heute, Dr. Bruno Kaisers, der es in dreijähriger wissenschaftlicher Arbeit während seines Exils in der Schweiz geschaffen hat.

Rechts: Glasvitrine im Herwegh-Archiv, mit Bildern, Büchern aus dem einstigen Besitz von Georg Herwegh und Schriften des grossen deutschen Freiheitsdichters

Unten: Blick in das Herwegh-Archiv mit dem Gemälde von Konrad Hitz: Georg Herwegh am Zürichsee, 1843



Nach der Prüfung, die im Sitzungszimmer eines alkoholfreien Restaurants stattgefunden, hatte sich Johannes in den Korridor hinausbegeben, um den Entscheid von Präsident und Fuchsmajor dort abzuwarten.

Im Falle Johannes war das letzte Wort eigentlich schon gesprochen, denn was Professor Tanner befürwortet hatte, konnte nicht abgelehnt werden. So war also diese Konferenz von Präsident und Fuchsmajor nur eine leere Form. Als Johannes wieder ins Zimmer gerufen wurde, teilte ihm Ernst Glauser mit, dass er in die Verbindung „Altenheimia“ aufgenommen sei.

Mit Handschlag wurde der „Fuchs“ begrüßt und verpflichtet. Damit hatte dieser feierliche Akt seinen Abschluss gefunden, und um einen Bergsturz leichter verliess Johannes das Haus.

Weiss der Himmel — draussen wartete „Jolie“ und stürzte auf ihn zu: „Wie ist es gegangen? Hat man dich aufgenommen?“

Johannes machte eine kleine wegwerfende Handbewegung: „Wie soll's schon gegangen sein — glänzend natürlich, und aufgenommen bin ich auch — ist doch klar!“

„Jolie“ sah ihn mit grossen Augen an: „Tu doch nicht so üppig, schliesslich weiss ich doch am besten, was du mir für Mühe gemacht hast.“

„Wirklich?“ Johannes lachte. „Vielleicht geschah alles nur, um dein Gedächtnis zu prüfen und nicht das meine. Du willst ja Schauspielerin werden.“

„Du, das ist aber gemein!“ „Jolie“ blitzte ihn aus wütenden Augen an. Johannes gab den Blick ruhig zurück und deklamierte: „Ob ich Amboss oder Hammer — lass auf andere fällt der Jammer — tröste dich, „Jolie“.“

„Du hast also vorhin gelogen?“

„Ich werde alles tun, damit du nächste Woche bei der feierlichen Einführungssitzung zugegen sein kannst. Und meine Mütze darfst du mir auch sticken.“

„Jolie“ lächelte spöttisch: „Zu liebenswürdig von dir, Johannes.“

Von dieser Stunde an blieb in ihrem Herzen ein ganz kleiner Stachel zurück. Es schien ihr, als ob Johannes zwei verschiedene Gesichter hätte, die ihr einmal fremd, einmal bekannt, aber immer aufregend oder beängstigend vorkamen.

Johannes hatte seinen Wunsch, dass „Jolie“ am Vortragsabend der „Altenheimer“ zugegen sein dürfe, hinter Werner Lutz gesteckt, und der hatte sich beim Präsidenten dafür eingesetzt. So wurden denn bei diesem ersten „Hock“ der jungen „Fuchse“ auch Gäste zugelassen. Das wollte näher besagen, dass an der rechten Seite jedes Burschen sein „Besen“ zu sitzen kam.

„Jolie“ sass freudestrahlend neben Johannes an dem langen Tisch, an dem nun die Lieder und Vorträge stiegen. Sie sang tapfer mit, denn durch das Ein-

pauken mit Johannes hatte sie — gründlicher als er — die vierzig Lieder erlernt.

Johannes' Vortrag kam als letzter an die Reihe. Werner Lutz hatte über Pestalozzi gesprochen, ein anderer Fuchs über Matthias Claudius und ein dritter über C. F. Meyer. Nun waren alle gespannt, was Johannes steigen lassen würde. Langsam erhob er sich. Seine Augen gingen über die Kameraden hinweg — durch die Wand — in weite, weite Fernen. Sein Gesicht bekam den Ausdruck völliger Abwesenheit. Nur in den grossen, fernabgewandten Augen begann ein Funke zu glühen, der immer grösser und heller wurde und schliesslich wie ein Licht aus ihm herauszubrechen schien.

Johannes hatte seine grosse Stunde — die grösste seines Lebens! Alle seine innersten Gedanken, Empfindungen und Wünsche, alle Sehnsucht und alles Verlangen, das, was er bisher selbst nicht gewusst, kaum geahnt oder erträumt, es nahm jetzt, während er sprach, Gestalt an, riss ihn heraus aus dem bisherigen Kreis, aus der Geborgenheit des noch Unerweckten. Jetzt stand er auf einmal ausserhalb sich selbst und schaute sich in einer neuen Form...

Er sprach von „Peer Gynt“. Nein, er sprach von sich selbst!

Er reitet mit dem Fabeltier über Gletscher und Schneelawinen. Er entführt Ingrid, die Braut eines andern, und lässt sie stehen. Im Felsengebirge verlobt er sich mit der Trollprinzessin und flieht. Solveig wartet in der Hütte im Wald: „Lang oder kurz“, ruft Johannes herausfordernd und übermütig, „du musst warten!“

Er fährt mit der sterbenden Mutter in einem imaginären Schlitten, mit einem imaginären Pferd in den Himmel. Dann verlässt er seine Heimat und rennt nach Geld und Genuss. Mit unbändiger Kraft, mit grenzenlosem Ehrgeiz rast er über Menschen und Herzen, seine Sklaven schiffe bringen ihm Gold. Götzen werden nach China importiert, denn — so will es das Gewissen — „für jeden Götzen, der verkauft wird rasch ein Kuli umgetauft“.

Geld, Geld und nochmals Geld! Herrschaftsucht und Sinnenfreude! Er will Kaiser werden, Prophet, Gebieter der Welt! Er rennt mit dem Kopf durch jede Wand, die sich ihm entgegenstellt. Er rast in ständiger Suche nach neuen Schätzen, neuen Genüssen durch die Erdteile. Spät sucht der Mann im grauen Haar die Liebe. Nur sein Gold wird angenommen. Und auch dann noch — ohne die Unzulänglichkeit trügerischer Freuden einer trügerischen Welt, ohne die Undankbarkeit falschen Strebens erkennen zu wollen — jauchzte er sich selber zu, sich und seiner Art.

Und hier hatte Johannes' Vortrag seinen Höhepunkt erreicht. Was jetzt noch kam, glitt langsam ab, versandete im Nebensächlichen und Unwichtigen.

Des Dichters Appell an das Gewissen, die Heimkehr der Seele aus Schuld und Verwirrung, vom Schein zum Sein, aus der Nacht materieller Gebundenheit ins Licht innerer Erkenntnis und Befreiung — all das blieb von Johannes unbeachtet und unbesprochen, weil es ihm persönlich nichts zu sagen hatte. Er jubelte nur dem äusseren Erfolge zu, er sah nur einen Peer Gynt ohne Seele, einen Menschen, der „sich selbst genug“ war. Er überhörte den Schrei: „Ich war lange tot vor meinem Tod!“, überhörte die furchtbare Selbstanklage, die der Dichter dem gestrandeten Weltenwanderer in den Mund legt:

„Ist's möglich? Darf eine Seele schau'n, So unsäglich arm ins Todesgrau'n?...“

Nicht einmal von ferne mehr klang die Erinnerung an Solveig und an die Mutter. Was Johannes Ibsens Dichtung entnommen und für seinen Vortrag verwertet hatte, das war zum Hohenlied des rücksichtslosen Ichmenschen geworden.

Johannes' Blick kehrte langsam in die Wirklichkeit zurück. Das Feuer in seinen Augen war erloschen. Er sah müde aus, als läge ein langer und beschwerlicher Weg hinter ihm. Er lächelte wie erwachend und schaute sich fragend um...

Die Kameraden hatten Mühe, sich mit ihren Teegläsern wieder zurechtzufinden und die vier glatten, weissen Wände des Sitzungszimmers, die Johannes mit seinem Vortrag gesprengt, wieder als Tatsache zu empfinden. Eine Viertelstunde hatte er gesprochen — mehr nicht — und doch hatte sie genügt, sie glückes und erfolgshungrig zu machen und sie für kurze Augenblicke aus ihrer Welt herauszuheben. „Jolie“ hatte feuchte Augen vor Begeisterung.

Nur Ernst Glauser war zwischen den vier Wänden geblieben. Ruhig hatte er Johannes in seiner Ekstase beobachtet und betrachtet. Nun erhob er sich und begann in seiner bedächtigen und überlegenen Art zu sprechen:

„Fuchs Johannes Keller, wir danken dir für deinen Vortrag über „Peer Gynt“, er war im Aufbau und in der Rhetorik der beste an diesem Abend. Doch erlaube mir jetzt, einige Fragen an dich zu stellen: weisst du auch, dass du soeben einen Baum ohne Frucht, einen Geizhals und Heuchler, die personifizierte Geldgier, den persönlichen Ehrgeiz, das rücksichtsloseste Draufgängertum verherrlicht hast? Ich bin überzeugt und mit mir alle, die Ibsens Werke bewundern und lieben, dass dir der grosse Dichter eine solche einseitige Auslegung von „Peer Gynt“ niemals verzeihen würde. Was hast du darauf zu sagen?“

Johannes warf den Kopf zurück, in seine Augen kam Unlust und Trotz:

„Peer Gynt war durch und durch ein Autodidakt, er hat alles erreicht, was er wollte, Nebensächliches, wie etwa kleine Enttäuschungen und Niederlagen, spielten bei ihm keine Rolle. Er war sich selbst genug!“

(Fortsetzung folgt)